

SIRENEN DES KRIEGES

LiteraturForschung Bd. 38
Herausgegeben vom Leibniz-Zentrum für
Literatur- und Kulturforschung

Roman Dubasevych, Matthias Schwartz (Hg.)

Sirenen des Krieges

Diskursive und affektive
Dimensionen des Ukraine-Konflikts

Mit Beiträgen von

Tarik Cyril Amar, Roman Dubasevych, Michael Fehr,
Susi K. Frank, Tatjana Hofmann, Sabine von Löwis,
Oksana Mikheieva, Kateryna Mishchenko, Matthias Schwartz,
Igor Sid, Nina Weller und Jan Zofka

Kulturverlag Kadmos Berlin

Das dieser Publikation zugrunde liegende Forschungsvorhaben wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UG1412 gefördert.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2020, 2023

Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kulturverlag-kadmos.de

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin.

Umschlagabbildung: Davyd Čyčkan: *Der Krieg eröffnet Möglichkeiten für Neonazis und Faschisten auf beiden Seiten* (Vijna vidkryvaje možlyvosti dlja neo-nacystiv i fašystiv po obydvj storony, 2017).

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: MCP

Printed in EU

ISBN 978-3-86599-552-0

Hybride Raumproduktionen. Phantomgrenzen als Konzept zur Erklärung ambivalenter Identifikationsräume in der Ukraine

SABINE VON LÖWIS

»Auf der Bruchlinie zwischen Ost und West: Das Drama in der Ukraine ist ein Lehrbeispiel für die historischen und kulturellen Gegensätze zwischen Ost und West. Da prallen Kulturen aufeinander.«¹ Diese und ähnliche Äußerungen waren 2014 vielfach in der Presse zu lesen oder in den Medien zu hören, und auch Politiker waren schnell dabei, von einer Grenze zwischen Ost und West zu sprechen. Auch im intellektuellen Diskurs der Ukraine wurden und werden Grenzen zwischen Ost und West gezogen, so von dem prominenten ukrainischen Schriftsteller Jurij Andruchovyč:

Wenn Flüsse Grenzen sind, dann ist der Dnipro so eine Grenze, der größte und zentralste der ukrainischen Flüsse. Vor allem Landschaftsgrenze – waldige Hügel, die sogenannten Berge im Westen, also am rechten Ufer, und Ebene, Steppe oder Waldsteppe im Osten (linkes Ufer). Die rechtsufrige Ukraine ist »kulturell uralt«, traditionell-agrarisch-besiedelt; die linksufrige – besonders in ihrem südlichen Teil – kolonisiert-nomadisch, proletarisch, das ehemalige »Wilde Feld«. Die konfliktgeladenen Folgen dieser Teilung sind die Ursache der ukrainischen Unentschiedenheit.²

Bemerkenswert an dieser Passage ist die Feststellung und Einordnung, dass alles westlich des Dnipro nicht »kolonisiert«, sondern »besiedelt« sei. Demnach ist lediglich der entfernte Osten der Ukraine kolonial beeinflusst, während der Rest des Landes demgegenüber kulturell höherstehend, »kulturell uralt« sei. Es gibt aber, folgt man den intellektuellen Debatten, anscheinend zwei Scheidelinien zwischen Ost und West in der Ukraine, nämlich am Dnipro und am Sbrutsch:

Der ›Westen‹, der seit dem Ende des 18. Jh. am Sbrutsch – also an der Ostgrenze des Habsburger Reiches – endete, reichte in früheren Jahrhunderten viel weiter, nämlich über den Dnipro bis zu den östlichen Grenzen der polnisch-litauischen

¹ Christoph von Marschall: »Auf der Bruchlinie zwischen Ost und West. Das Lehrstück Ukraine«, *Der Tagesspiegel Online*, 22.02.2014, <http://www.tagesspiegel.de/kultur/das-lehrstueck-ukraine-auf-der-bruchlinie-zwischen-ost-und-west/9520326.html> (13.10.2015).

² Juri Andruchowytsh: *Engel und Dämonen der Peripherie. Essays*, Frankfurt a. M. 2005, S. 66.

Adelsrepublik und den westlichen Grenzen des Moskauer Zarenreiches. Spuren polnischer Präsenz findet man also nicht nur in der West-, sondern auch in der Zentralukraine: katholische Kirchen und Friedhöfe, Schloß- und Palastruinen, verwilderte ländliche Parks und schließlich polnische Namen, auf die man hie und da stößt, sowie alte polnische Bücher aus den noch während der bolschewistischen Revolution geplünderten Gutshöfen.³

So unterscheidet Mykola Rjabčuk in der Grenzziehung zwischen der größten Ausdehnung der polnisch-litauischen Adelsrepublik nach Osten, dem kurzzeitigen Intermezzo des Osmanischen Reiches im Süden, aber dann auch den Teilungen Polens und dem Einfluss des Habsburger Imperiums bzw. später Österreich-Ungarns auf die Bewohnerinnen und Bewohner des Gebietes der heutigen Ukraine. Dabei greift er vorschnell auf historische Grenzen zurück und die Räume, die sie vermeintlich trennen, werden mit verschiedenen soziokulturellen Merkmalen assoziiert. Viele weitere Bilder oder kartographische Abbildungen scheinen diese Sichtweise zu unterstützen. So werden Karten von Wahlergebnissen, die ein deutlich unterschiedliches Wahlverhalten im Osten und im Westen des Landes zeigen, mitunter auch von wissenschaftlicher Seite als fort-dauernde Grenzen zwischen den ehemaligen Imperien interpretiert.⁴ In der Darstellung der Wahlergebnisse (vgl. Abb. 1) werden zum Beispiel scheinbar die historischen Grenzen am Sbrutsch zwischen Russland und Österreich-Ungarn nach den Teilungen Polens oder zwischen Polen und der Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit in den Karpaten sichtbar.

Das Forschungsprojekt »Phantomgrenzen in Ostmitteleuropa«⁵ untersucht solche medialen, diskursiven oder auch statistischen Phänomene. Es fragt danach, inwiefern und warum solch eine alte, nicht mehr existente Grenze scheinbar wieder auflebt sowie ob und wenn ja inwieweit dies den Alltag der Menschen beeinflusst. Dabei geht es nicht explizit um eine Reproduktion solcher vergangener Grenzen in der Gegenwart – obwohl diese Gefahr immer besteht, wenn man darüber spricht, schreibt oder sie visualisiert –, sondern vielmehr um ihre Dekonstruktion. Im Zentrum steht das Verhalten der Menschen. Es werden Akteure, Diskurse und Strukturen gleichzeitig in den Blick genommen und in ihrer wechselseitigen Beziehung analysiert. So wird im Anschluss an Henri Lefebvre

³ Mykola Rjabtschuk: *Die reale und die imaginierte Ukraine. Essay*, Frankfurt a. M. 2005, S. 20.

⁴ Vgl. Sabine von Löwis: »Phantom borders in the political geography of East Central Europe: An introduction«, in: *Erdkunde* 69.2 (2015) (= Sonderheft *Phantom borders in the political geography of East Central Europe*), S. 99–106.

⁵ Béatrice von Hirschhausen / Hannes Grandits / Claudia Kraft u. a. (Hg.): *Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken*, Göttingen 2015. Vgl. auch die Seite des Forschungsprojektes »Phantomgrenzen in Ostmitteleuropa«, <http://phantomgrenzen.eu/> (15.03.2016).

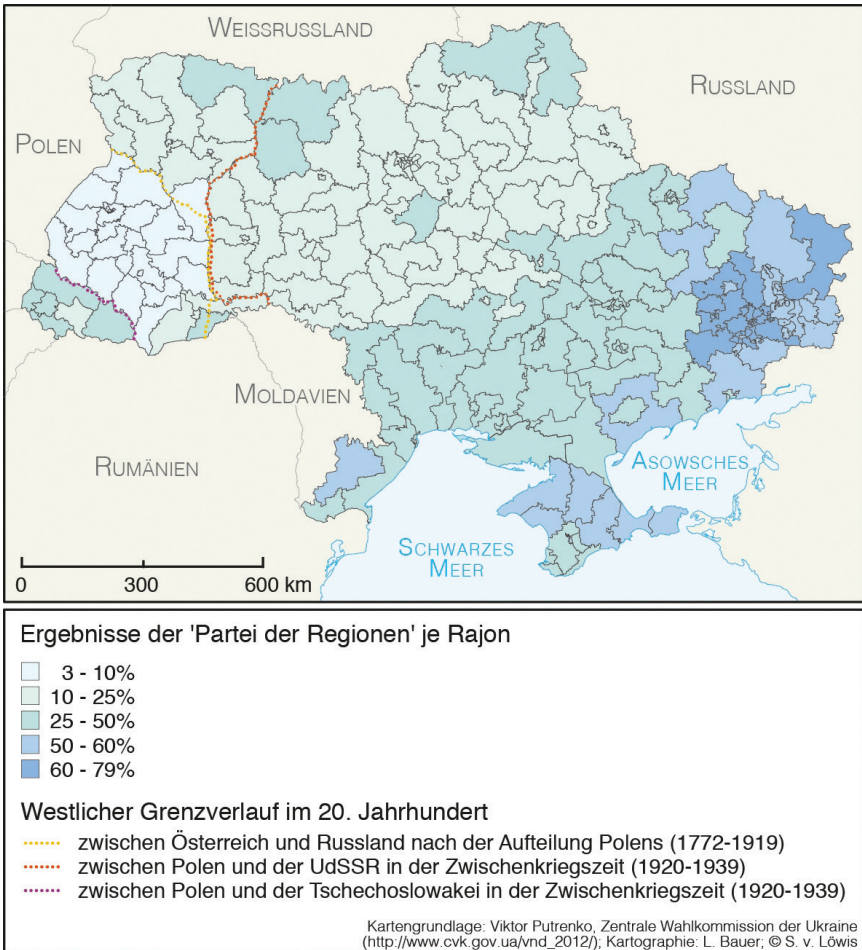


Abb. 1 Parlamentswahlen 2012 – die Ergebnisse der Partei der Regionen

davon ausgegangen, dass Räume von den Akteuren immer imaginiert (das heißt diskursiv hergestellt und weitervermittelt), erfahren (das heißt von Akteuren und wissenschaftlichen Beobachtern als Erfahrung wahrgenommen und in der Praxis aktualisiert) und schließlich als gestaltet (das heißt durch konkrete Prozesse materialisiert) konzipiert werden.⁶ Diese Analysekategorien sind interdependent und verbinden sowohl

⁶ Vgl. Henri Lefebvre: »Die Produktion des Raums« (1974), in: *Raumtheorie. Grundlagen-texte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, hg. von Jörg Dünne und Stephan Günzel, Frankfurt a. M. 2006, S. 330–342.

dekonstruktivistische als auch strukturalistische Elemente, ohne einer Perspektive den Vorrang zu geben.⁷

Die Diskussion steht damit im Kontext aktueller raumwissenschaftlicher Debatten. Während die Neue Kulturgeographie in Deutschland Raum überwiegend als im Diskurs konstruiert versteht, wird in der angloamerikanischen geographischen Diskussion in den vergangenen Jahren zunehmend eine Konzeptualisierung von Raum im Zusammenspiel von relationalen, territorialen und poststrukturalistischen Ansätzen diskutiert, und eine Zusammenführung verschiedener Auffassungen erscheint möglich. Der vorliegende Beitrag verortet sich theoretisch und empirisch in der Lücke zwischen einerseits einer postmodernen bzw. dekonstruktivistischen Perspektive auf Raum, die jegliche Existenz materieller Strukturen verneint, und andererseits einer Raumwissenschaft, die häufig zu strukturalistischen Kurzschlüssen darüber kommt, wie und warum sich bestimmte, zum Beispiel als regional apostrophierte Vergesellschaftungsformen in spezifischen Räumen herausgebildet haben und schließlich auch weiterentwickeln. Im Folgenden werden daher Orte oder Räume als durch individuelle und kollektive Raumerfahrungen, aber auch durch Raumwahrnehmung vor dem Hintergrund sozialer und materieller Repräsentationen erst hergestellt verstanden.

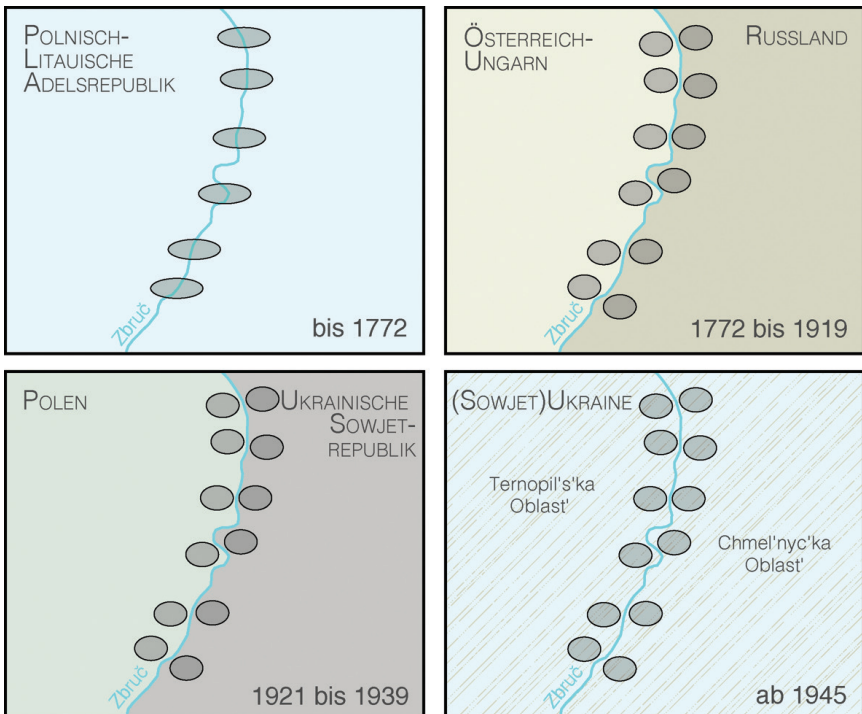
Darüber hinaus will die vorliegende Studie dazu beitragen, das Konzept der Zeitlichkeit sozialräumlicher Strukturen weiterzuentwickeln. Dieser Aspekt wird in der raumwissenschaftlichen Forschung bisher kaum fundiert behandelt, obwohl es angesichts der aktuellen Präsenz von historisch-räumlichen Ordnungsmustern im gesellschaftlichen, aber auch im wissenschaftlichen Diskurs dringend erforderlich wäre. Dies soll hier exemplarisch in Bezug auf lokale identitäre Grenzziehungen in der westlichen Ukraine geschehen. Folgenden Fragen wird dabei in den einzelnen Abschnitten nachgegangen: Was verbirgt sich hinter den Wahlergebnissen auf lokaler Ebene? Womit identifizieren sich die Menschen vor Ort? Konstruieren sie ›zivilisatorische Kulturgrenzen‹, die sich von Generation zu Generation fortschreiben und immer wieder sichtbar werden? Wie verhalten sich diskursiv hergestellte Imaginationen – etwa nationale Narrative – zur konkreten Alltagspraxis und -erfahrung der Menschen?

⁷ Vgl. Hannes Grandits / Béatrice von Hirschhausen / Claudia Kraft u. a.: »Phantomgrenzen im östlichen Europa. Eine wissenschaftliche Positionierung«, in: Hannes Grandits / Béatrice von Hirschhausen / Claudia Kraft u. a.: *Phantomgrenzen. Räume und Akteure in der Zeit neu denken*, Göttingen 2015, S. 13–56, hier S. 38 ff.

I. Lokale Fallstudien in der Westukraine

Die hier zugrunde liegende Fallstudie wurde in zwei Dörfern am Sbrutsch in der westlichen Ukraine durchgeführt. Der Sbrutsch trennte nach den drei Teilungen Polens 1772, 1793 und 1795 den äußersten Osten Galiziens in ein zu Österreich-Ungarn gehörendes Gebiet und das Gouvernement Podolien auf russischer Seite und teilte dabei auch eine Reihe von Dörfern, die diesseits und jenseits des Flusses lagen. In der Zwischenkriegszeit wurde der Fluss zur Grenze zwischen Polen und der Sowjetunion. Infolge des Zweiten Weltkrieges fiel Ostgalizien der Ukrainischen Sowjetrepublik zu. Seither besteht entlang des Flussverlaufs keine Grenze mehr zwischen Staaten, sondern nur eine Grenze zwischen politisch-administrativen Bezirken (oblasti), zunächst innerhalb der Ukrainischen Sowjetrepublik, heutzutage innerhalb der unabhängigen Ukraine (vgl. Abb. 2).

Die geteilten Dörfer existieren überwiegend bis heute fort, tragen weiterhin die gleichen Namen, sind aber jeweils eigenständige Gemein-



© S. v. Löwis

Abb. 2 Schematische Darstellung der Dörfer am Sbrutsch im Zeitverlauf



Abb. 3 Blick auf die Dörfer. Foto: Sabine von Löwis

den oder Teil eines Gemeindeverbundes. Eines dieser Doppeldörfer und seine Dorfgemeinschaften habe ich näher untersucht. Ihre imaginären Zugehörigkeiten möchte ich hier anhand von Symbolstrukturen und deren Bedeutung im lokalen Kontext vorstellen und diskutieren.

Von 2012 bis 2014 habe ich mich jährlich mehrere Wochen in den Dörfern aufgehalten. Ich habe in beiden Dörfern gewohnt und Zeit mit den Dorfbewohnern und Dorfbewohnerinnen verbracht. Während meiner Feldforschungsaufenthalte hatte ich zum Beispiel die Gelegenheit, an Gottesdiensten teilzunehmen, ein Dorfjubiläum und dessen Vorbereitungen zu beobachten, während der Wahlen 2012 und 2014 die Ereignisse zu begleiten sowie den Alltag der Menschen, ihre Arbeit in der Landwirtschaft und ihre Sorge um Eltern, Großeltern und Enkel zu verfolgen. Während meiner Aufenthalte habe ich mit insgesamt 77 Bewohnern und Bewohnerinnen offene Leitfadeninterviews geführt, die mitunter aufeinander aufbauten und jeweils neue Fragen und Themen aufwarfen. Im östlichen Dorf waren es 38, im westlichen Dorf 39 Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner. Hinzu kommt eine Schulklasse mit 10 Schülerinnen und Schülern, die sich aus beiden Dörfern zusammensetzte. Dabei habe ich mit unterschiedlichen Personengruppen und Generationen gesprochen, zum Beispiel gab es Treffen mit Schulklassen,



Abb. 4 Blick auf die Brücke zwischen den Dörfern. Fotos: Sabine von Löwis

Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen landwirtschaftlicher Unternehmen, Rentnerinnen und anderen.⁸

Die meisten Gespräche konnten aufgezeichnet werden. Hinzu kommen zahlreiche Unterhaltungen ›am Wegesrand‹, über die unter anderem im Feldbuch Notizen geführt wurden. Im Wesentlichen ging es mir darum, etwas über den Alltag der Menschen und ihre Biographien, die Wahrnehmung ihres und des jeweils gegenüberliegenden Dorfes sowie ihrer Geschichte zu erfahren. Gleichzeitig habe ich die Zeit genutzt, um Materialien und Dokumente zu sammeln, die in den Dörfern und Kreisstädten über die Jahre zusammengetragen und erstellt wurden und sich mit Vergangenheit und Gegenwart der Dörfer und Regionen auseinandersetzen (Dorfchroniken, Erinnerungen, Zeitungsschauen, Dokumentationen zu Gebäuden und Einrichtungen, Archivmaterialien).

Wie hieraus deutlich wird, liegt der Untersuchung eine ethnographisch orientierte Mikrostudie zugrunde, die eine möglichst dichte Beschreibung der lokalen gesellschaftlichen Situation zum Ziel hat und so Aufschluss über die sozialräumliche Verortung der Individuen geben soll.

⁸ Für Hilfe bei den Übersetzungen der Gespräche bedanke ich mich bei Constanze Aka und Nina Hawrylow.

Die beiden Dörfer verfügen jeweils über einen eigenen Dorfrat, einen Bürgermeister und eine Kirche. Beide haben einen medizinischen Versorgungspunkt, eine Bibliothek und ein Klubhaus sowie Geschäfte und je ein Café. Im östlichen Dorf gibt es zusätzlich eine Schule. Beide Dörfer weisen hohen Leerstand auf. Die jungen Leute wandern überwiegend ab und suchen in den Städten oder im Ausland Arbeit und Beschäftigung. Nach den Zahlen der letzten Volkszählung von 2000 lebten im westlichen Dorf 253 und im östlichen 605 Menschen. 2011 lebten laut Angaben der örtlichen Verwaltung im westlichen Dorf 216 Einwohnerinnen und Einwohner, 2012 werden schon nur noch 200 angegeben. Im Jahr 2011 werden im östlichen Dorf demgegenüber 512 Einwohnerinnen und Einwohner gezählt.⁹ Neben der Landwirtschaft als Hauptbetätigungsfeld gibt es in beiden Ortschaften noch einige wenige Arbeitsplätze in der Verwaltung oder der Schule. Die meisten Leute arbeiten hauptsächlich oder nebenher als Selbstversorger auf einem kleinen Stück Land; überschüssige Produkte verkaufen sie privat auf Märkten. Land, das die Bewohner aus der Auflösung oder Umstrukturierung der Kolchose erhalten haben, verpachten sie und erhalten daraus jährlich ihre Pacht in Form von Geld oder Naturalien.

Die Dörfer liegen eng beieinander und sind nur durch den Fluss getrennt, aber durch eine Brücke verbunden (vgl. Abb. 3–4). Im Alltag wird diese häufig genutzt, um ins jeweils andere Dorf zur Arbeit, zur Schule, zu Familienangehörigen oder den Geschäften zu gelangen.

II. Symbolische Strukturen und Identitäten

Ein kurzer Rundgang durch die beiden Dörfer zeigt, welche Symboliken vor Ort verwendet werden (vgl. Abb. 5). Der Spaziergang ist durch Kreuze an allen Wegzweigungen und kleine Kapellen geprägt. So gibt es unterschiedliche Arten von Kreuzen: solche, die an den Wegbiegungen zur Kirche stehen, andere, die an tragische Ereignisse erinnern, sowie schließlich Kreuze, die am Ortseingang und Ortsausgang stehen. Manche Kreuze stehen in Verbindung mit politischen Ereignissen, wie dasjenige für die Gefallenen der Ukrainischen Aufständischen Armee (UPA) auf dem neuen Dorffriedhof oder dasjenige, das im Kirchgarten an die Abschaffung des Frondienstes und der Leibeigenschaft erinnert.

⁹ Vgl. *Pasport terytorial'noi hromady Sokyrync'koï sil'skoï rady Čemerovec'koho rajonu 2011*, S. 3.

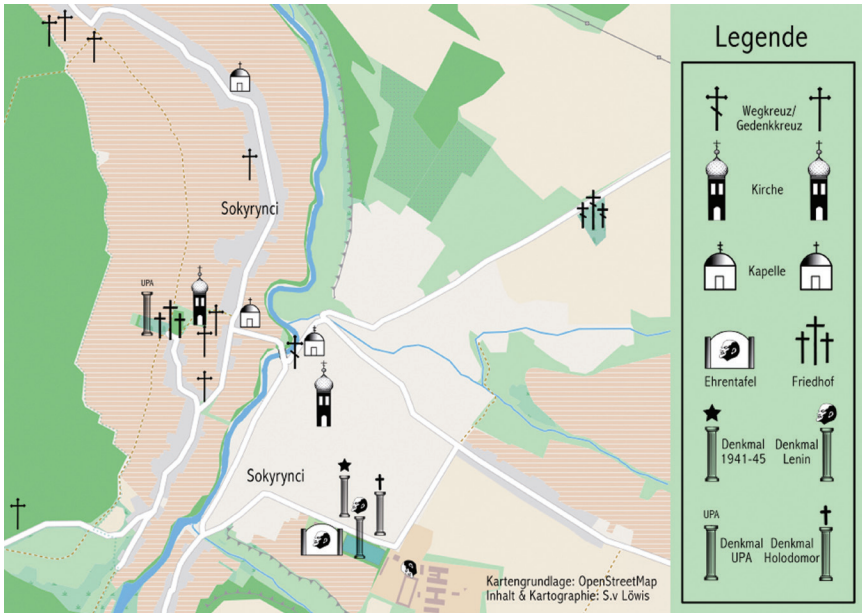


Abb. 5 Symboliken in den Dörfern

Außerdem sind auf der Karte zwei Kapellen vermerkt, die nicht unerwähnt bleiben dürfen: Die eine wurde von Auswanderern gestiftet, die nach der staatlichen Unabhängigkeit 1991 zum Arbeiten ins Ausland gingen und heute in Italien leben. Die andere wurde in den vergangenen Jahren zur Erinnerung an dem Ort aufgebaut, wo in der Zwischenkriegszeit in einer Garage die griechisch-katholische Kirche aktiv war, nachdem das Kirchengebäude im Ersten Weltkrieg zerstört worden war.¹⁰ Auch diese Kapelle wurde von Auswanderern, diesmal in die USA, gestiftet und 2013 eingeweiht. Unter den weiteren Gedenkzeichen auf der Karte sind das Kreuz des polnischen Gutsherrn sowie das Grabeskreuz des polnischen Arztes und seiner Familie, die von der UPA ermordet wurden, bemerkenswert. Letzteres befindet sich in Sichtweite des Gedenkkreuzes der UPA-Angehörigen.

Wenn man die Brücke überquert, die die Dörfer verbindet, sind zuerst zwei Kreuze am Fluss zu sehen: eines gehört der Kirche und kann als Wegmarkierung dienen; ein anderes erinnert schon eher an eine Kapelle,

¹⁰ In einer inszenierten Synode wurde 1946 die Union der griechisch-katholischen Kirche mit Rom aufgelöst, womit alle griechisch-katholischen Gläubigen zwangsweise mit der russisch-orthodoxen Kirche vereinigt wurden. Die Ukrainische griechisch-katholische Kirche bestand jedoch im Untergrund weiter.

gestiftet von einem Gläubigen, der sich von der Schwefelquelle am Fluss Heilung versprochen hatte.

Im Zentrum des Dorfes finden sich dann vor der Dorfverwaltung die Ehrentafel der besten Kolchosemitarbeiter, das Ehrenmal für die Gefallenen des Großen Vaterländischen Krieges, der Sockel des Lenin-Denkmal, auf dem noch bis zum Frühjahr 2014 eine Lenin-Statue stand, sowie ein weiteres Gedenkkreuz für die Opfer der großen Hungersnot 1932/33 und der politischen Repressionen unter sowjetischer Herrschaft. Diese Symbole stehen auf engstem Raum im Dorfkern, wo sich das Geschäft, der Dorfsowjet (*Sil's'ka rada*), die Verwaltung des landwirtschaftlichen Unternehmens, das Klubhaus, der Sportplatz und der medizinische Versorgungspunkt befinden.

Diese unterschiedlichen Symbollandschaften – Lenin-Denkmal einerseits, Wegkreuze andererseits – in den beiden Dörfern scheinen auf den ersten Blick eine Phantomgrenze zu bestätigen. Ein genauer Blick auf die Dorfgesellschaft(en) erlaubt jedoch ein differenziertes Bild und verweist auf hybride Identifikationsräume.

III. Ambivalente Identifikationsräume

Auf einige Aspekte dieser symbolischen Landschaft will ich etwas genauer eingehen. Gegenüber dem Sockel, auf dem jahrzehntlang ein Lenin-Denkmal stand, befindet sich nun im östlichen Dorf seit einigen Jahren auch das Denkmal zur Erinnerung an die Opfer der Hungersnot von 1932/33 und politischer Repressionen (vgl. Abb. 6–8). Das Lenin-Denkmal wurde im Mai 1970 anlässlich von dessen 100. Geburtsjahr errichtet.¹¹ Es muss jedoch nochmals ausgetauscht worden sein, denn in der Dorfchronik findet sich auf einem Foto von 1974 eine andere Lenin-Statue als 2014.¹² Wenngleich diese beiden Monumente im Kern auf widersprüchliche, wenn nicht antagonistische Erinnerungsdiskurse verweisen, scheint das nicht auszuschließen, dass sie in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander stehen können.

Zumindest stand Lenin bis zum Frühjahr 2014 in Eintracht mit den Tafeln der Besten und dem Denkmal für die Opfer der Hungersnot. Bis dahin repräsentierte Lenin die Sowjetzeit, die nicht wenigen ungeachtet aller Kritik auch als eine sichere und stabile Zeit gilt, in der es noch Arbeit

¹¹ Vgl. I. Kravcov: »Zavždy z namy« *Nove Žyttja*, 25.02.1970; V. Huljas: »Z imenem voždja« *Nove Žyttja*, 05.05.1970.

¹² Vgl. Litopys s. Sokyryniec' Čemerovec'koho r-nu, Sokyrynci.



Abb. 6–8 Lenin-Denkmal (bis 2014), Sockel des Lenin-Denkmal 2014, Gedenkkreuz für die Opfer der Hungersnot 1932/33 und politischer Repressionen. Fotos: Sabine von Löwis

für junge Menschen gab.¹³ Eine Zeit, in der Menschen, die völlig mittellos waren, durch die Kollektivierung und die Bildung von Kooperativen die Möglichkeit gegeben wurde, in der Landwirtschaft zu arbeiten. Die wenigen Berichte zur Hungersnot im Dorf spiegeln diese Ambivalenz wider, indem sie einerseits auf das positiv bewertete, ursprüngliche Anliegen einer kollektiven Landwirtschaft und andererseits auf die tragischen Folgen der künstlich herbeigeführten Hungersnot im Zuge der Kollektivierung verweisen. So erzählen einige der Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner in ihren Zeitzeugenberichten von schlechten Zeiten und einer extremen Verknappung der Lebensmittel, aber auch davon, dass die Kolchose Lebensmittel im Dorf und an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Kolchose verteilte. Der Dorfsowjet habe damit auch verhindern wollen, dass Nachrichten über den Hunger auf die andere Seite der Grenze nach Polen gelangten.

Hunger als solchen, würde ich sagen, gab es nicht, die Leute sind nicht gestorben, sie waren geschwächt, haben die Lebensmittelknappheit gespürt, aber die lokale Verwaltung hat befürchtet, dass die Nachricht vom Hunger auf die andere Seite des Sbrutsch gelangen könnte. Wer auf der Kolchose gearbeitet hat, der hat große Töpfe Essen herausgetragen und unter den Leuten verteilt. So haben die Leute sich gerettet. Ob ich damals satt geworden bin? Von wegen, ich wollte die ganze Zeit essen, alles, was den Magen füllt, aber satt war ich nicht.¹⁴

Eine andere Zeitzeugin, die 1912 geboren wurde, erinnert sich, dass man in der Kolchose essen konnte und dort auch Essen erhielt, berichtet aber, dass man nichts mit nach Hause nehmen durfte. Man behalf sich mit unterschiedlichen Mitteln und sammelte Reste, Beeren oder Früchte.¹⁵ Eine weitere Zeitzeugin beschreibt Folgendes:

Wir waren in der Familie fünf Kinder. Wir haben auf der Anhöhe in der Žydivs'ka Straße gewohnt, man hat uns ›arm‹ genannt, weil wir kein eigenes Stück Land hatten. Als die Kolchosen eingerichtet wurden, hat mein Vater sich gleich in der Kolchose gemeldet. Ich erinnere mich daran, dass wir damals immer auf Vater gewartet haben, weil er uns Brot mitgebracht hat. Wir sind nie satt geworden und Mama hat das Essen jedes Mal unter uns aufgeteilt. Dass es überhaupt nichts zu essen gab, daran erinnere ich mich nicht, aber gut war es nicht. Wir haben Kartoffeln mit Schalen gegessen, Pilze und Pflanzen

¹³ Gespräche mit Dorfbewohnern 2012, 2013, 2014.

¹⁴ S.P.G., geboren 1917, aufgezeichnet 12.09.2007: »Голоду, можна сказати, так як такого, не було, люди не вмирали, були ослаблені, відчували недостачу харів але влада місцева боялася, щоб звістка про голод не перелетіла через Збруч. То ходив на роботу в колгосп, то вивозили великі баняки їжі і розділяли між людьми. Так люди рятувалися. Чи наїдався я тоді? Та яке наїдався, їсти хотілося весь час, того, що шунок набивався, але ситності не було.«

¹⁵ Vgl. G.G.T., geboren 1912, aufgezeichnet 2007.

gesammelt, die Obstbäume haben getragen, besonders die Kirschbäume. Wir waren arm, aber fröhlich.¹⁶

Die Zeitzeugen erzählen von Hunger, gleichzeitig von Hilfe durch die Kolchose sowie von der Möglichkeit für arme und landlose Familien, Arbeit und Einkommen zu erhalten, als die erste Kooperative gegründet wurde. Kollektive bzw. gemeinschaftliche Modelle hatten hier bereits vor der Kollektivierung der Landwirtschaft eine gewisse Tradition. Der erste freiwillige Zusammenschluss von Bauern hatte sich bereits 1922 gegründet und wurde 1930 in eine Kolchose umgewandelt, die dann ab 1931 den Ausgangspunkt für die Kollektivierung bildete. Diese wird von vielen als problematisch geschildert, insbesondere wegen der Willkür des Vorgehens und der Enteignung von Landbesitzerinnen und Landbesitzern.¹⁷ Dies belegen auch einige Aussagen von Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohnern, denen Land genommen wurde, wie der folgende Zeitzeugenbericht verdeutlicht:

Unsere Familie war mittelständisch – wir hatten einen Pflug, ein Pferd, Land, wir waren nicht sehr vermögend, arbeiteten auf dem Feld. Wir waren sieben Kinder in der Familie. Die Kolchose nahm alles, sowohl den Boden als auch das Vieh. Wir dachten, das ist das Ende der Welt. Mama weinte: »Wie werden wir leben?« Die Menschen fürchteten, dass sie verhungern. Sehr hart war es, es gab wenig Essen: Kleie, Spreu. Brot war selten. Aber in der Kolchose bekam man Rationen, die hat Mama auf alle aufgeteilt.¹⁸

Das Nebeneinander der Lenin-Statue und des Mahnmals für die Opfer der Hungersnot auf dem zentralen Dorfplatz zeigt, dass die Erinnerung an die Sowjetzeit durchaus vielschichtig ist. Positive wie auch negative Erinnerungen finden gleichermaßen ihren Platz, die Zeit der Sowjetunion wird nicht als grundsätzlich nur schlecht oder nur gut betrachtet. Sie erhält ihre Bedeutung im Kontext, durch den jeweiligen Betrachter und seine derzeitige und damalige Situation. Dabei lässt sich die Figur Lenins laut der dörflichen Überlieferung mit positiven Erinnerungen verknüpfen: Lenin war längst tot, als sich die Hungerkatastrophe von

¹⁶ K.O.K., geboren 1918, aufgezeichnet 05.03.2003: »Нас в сімі було 5-ро дітей. Жили на горбі в Жидівській вулиці, нас прозивали ›бідними‹, бо в нас не було своєї землі. Коли почалися колгоспи, то батко зразу ж записався в колгосп. Я пам'ятаю, що тоді ми дуже чекали батька, бо він нам рпиносив хліба. Ми ніколи не наїдалися і мама кожного разу ділила на нас їжу. Щоб зовсім не було їсти не пам'ятаю, але добра не було. Їли картоплю з лушпині, гриби збирали, дерен на скалах, садовина родила, дуже вишні зродили. Бідукали, але було весело.«

¹⁷ Gespräch mit Dorfbewohnern im Rahmen der Feldforschung 2013.

¹⁸ P.S.Z, 1911–2002: »Наша сім'я була середнього достатку – мали плуга, коня, поле, жили не дуже заможнo, трудилися на землі. В сім'ї було 7 дітей. В колгосп забрали все і землю і худобу, думали, що настав кінець світу. Мама плакала ›Як жити будемо‹. Люди боялися, що померно з голоду. Дуже скрутно було, їди мало: висівки, полову, хліб був рідко. Але в колгоспі давали пайок, то мама ділила на всіх.«

1932/33 ereignete; sie fällt in die Regierungszeit und Verantwortung von Stalin. Hinzu kommt, dass die Hungersnot vor Ort – vermutlich, weil die Kolchose Essen ausgab – weniger starke Auswirkungen als anderswo in der Ukraine hatte, wenngleich es hierzu wenig verlässliche Daten gibt.

Die Errichtung von Denkmälern und die ›Aufarbeitung‹ der Hungersnot begannen in der Perestroika-Zeit und nach der Unabhängigkeitserklärung der Ukraine. Diese Aufarbeitung hatte einen wesentlichen Anteil an der Schaffung eines ukrainischen Gründungsmythos. Zuerst machten sich die ersten Präsidenten der unabhängigen Ukraine, Leonid Kravčuk (1991–1994) und Leonid Kučma (1994–2005), die Hungersnot zunutze, um die staatliche Autonomie zu begründen und politische Mehrheiten zu generieren.¹⁹ Höhepunkt der Geschichts- und Identitätspolitik in Bezug auf die Hungersnot in der Ukraine war die Regierungszeit von Viktor Juščenko (2005–2010), in der ein Gesetz verabschiedet wurde, das die Hungersnot als Genozid bezeichnet.²⁰ Im Kontext dieser Politik wurde im Rahmen des Gedenktages, der 1998 von Kučma für die Opfer der Hungersnot und politischer Repression eingeführt wurde,²¹ 2008 im östlichen Dorf das Denkmal zum 75. Jahrestag der Hungerkatastrophe errichtet.²² Gleichzeitig fanden Gedenkveranstaltungen und die Enthüllung von Denkmälern im ganzen Land statt.²³ Neben der Bezeichnung der Hungerkatastrophe als Genozid wurde durch einen Erlass 2007 auch die Trennung des 1998 eingerichteten Gedenktages in zwei Gedenktage – den Gedenktag für die Opfer politischer Repressionen (dritter Sonntag im Mai) und den Gedenktag für die Opfer der Hungersnot (letzter Samstag im November) – durchgesetzt.²⁴ Dies hat die Dorfgemeinschaft jedoch nicht davon abgehalten, ihr Denkmal wiederum beiden Opfergruppen in einem zu widmen.

Ähnlich ambivalent verhält es sich mit der Erinnerung an tote UPA-Angehörige auf der westlichen Seite: In Sichtweite zum UPA-Gedenkkreuz auf dem Neuen Friedhof stehen auf dem Alten Friedhof das Grabeskreuz und die Gruft des polnischen Grundbesitzers sowie das Grab des polnischen Arztes und seiner Familie, die allesamt 1944 von der UPA ermordet wurden (vgl. Abb. 9–11).

¹⁹ Vgl. Wilfried Jilge: »Holodomor und Nation. Der Hunger im ukrainischen Geschichtsbild«, in: *Osteuropa* 54.12 (2004), S. 147–163.

²⁰ Vgl. Georgii Kas'ianov: »The Holodomor and the Building of a Nation«, in: *Russian Politics & Law* 48.5 (2010), S. 25–47, hier S. 37; Wilfried Jilge: »Geschichtspolitik in der Ukraine«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 8–9 (2007), S. 24–30, hier S. 25.

²¹ Vgl. Kas'ianov: »The Holodomor and the Building of a Nation« (Anm. 20), S. 33.

²² Gespräch mit der Bibliothekarin im Rahmen der Feldforschung 2012.

²³ Vgl. Andrii Portnov: »Memory Wars in Post-Soviet Ukraine (1991–2010)«, in: Ullieam Blacker / Alexander Etkind / Julie Fedor (Hg.): *Memory and Theory in Eastern Europe*, New York 2013, S. 233–254.

²⁴ Vgl. Kas'ianov: »The Holodomor and the Building of a Nation« (Anm. 20), S. 39.



Abb. 9–11 Gruft des polnischen Gutsherrn im Dorf auf dem Alten Friedhof, Gedenkreuz für die UPA-Kämpfer, Grab der Familie des ermordeten polnischen Arztes. Fotos: Sabine von Löwis

Fast alle Familien im Dorf hatten polnische Verwandte oder Freunde, manche haben auch heute noch Beziehungen zu Polen, deren Wurzeln im Dorf liegen. Keiner wagte es seinerzeit zu weinen oder Trauer zu zeigen, wenn die UPA Leute abführte oder erschoss. Es wäre ihnen sonst selbst schlecht ergangen. Das bedeutet, dass sowohl der damalige als auch der heutige Umgang mit diesen Ereignissen nicht so eindeutig ist, wie es Bewohnerinnen und Bewohnern dieser Regionen der Ukraine für gewöhnlich zugeschrieben wird.

Man bezeichnet sich dort gern selbst als *Banderivci* (Bandera-Leute), aber man sammelt keine Zeitzugenberichte jener, die über Jahre im Lager waren, weil sie der Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) oder der UPA zugearbeitet haben. Die beiden Dorfbewohnerinnen, von denen ich weiß, dass sie diesen Organisationen durch Botengänge oder anderes zugearbeitet haben und dafür auch im Lager waren, konnten oder wollten sich zu ihren Erinnerungen an diese Tätigkeiten nicht äußern. Eine dieser Frauen, die unter dem Vorwurf, Informantin der UPA gewesen zu sein, für mehrere Jahre im Lager von Noril'sk inhaftiert worden war, ist vor wenigen Jahren verstorben. Von ihr liegt ein kurzer Bericht vor, der jedoch vornehmlich ihre Erinnerungen an die Zeit im Lager und Schilderungen der Geschichte des Dorfes und seiner Gebäude zum Inhalt hat, aber kein Wort über ihre persönlichen Erfahrungen mit der UPA enthält.²⁵ Das kann entweder bedeuten, dass sie nicht in der UPA war, ihr das nur nachgesagt wurde und sie aus anderen Gründen in die Verbannung geschickt wurde, oder aber, dass sie dazu nicht befragt wurde oder sich nicht dazu äußern wollte. Im Kontext der Sowjetzeit ist es nachvollziehbar, dass sie nicht über die UPA sprechen wollte, war die Organisation doch als Kollaborateurin der deutschen Besatzer geächtet. Ähnlich verhielt es sich mit einer anderen alten Dame, die ich befragen wollte, die jedoch Angst hatte, zu reden. In einer unabhängigen Ukraine, die im nationalen Narrativ insbesondere den Unabhängigkeitskampf der UPA / OUN positiv hervorhebt, scheint es schwierig zu sein, dessen problematische Seiten auszusprechen.

Bemerkenswert ist auch, dass das Gedenkkreuz für die Toten der UPA auf dem Friedhof nicht ehemaligen Dorfbewohnern gilt, sondern anderen, aus der Umgebung oder gar aus weiter entfernt liegenden Orten stammenden UPA-Angehörigen. Das deutet darauf hin, dass die Dorfgemeinschaft einem nationalen Narrativ folgt, die eigenen Erlebnisse und Erfahrungen jedoch davon abtrennt und anders verarbeitet. Hinzu kommt, dass mir über die Ermordung des polnischen Arztes und seiner

²⁵ Vgl. M. Velebnic'ka: Handschriftliche Erinnerungen, 9 Seiten, Bibliothek Sokyrynci, 2010.

Frau und Kinder durch die UPA nur hinter vorgehaltener Hand berichtet wurde, wenn das Aufnahmegerät ausgeschaltet war, als hätte man Angst, darüber zu sprechen und sein Bedauern darüber auszudrücken.

Damals wie heute scheint eine gewisse Ambivalenz gegenüber Polen das Leben in der Dorfgemeinschaft zu prägen. Derzeit verwendet man die Nähe des ukrainischen Dialekts zur polnischen Sprache als Distinktionsmerkmal gegenüber dem stärker russisch geprägten Dialekt auf der anderen Seite. Die erste im Dorf gegründete Kooperative wurde in der Zwischenkriegszeit mit Geldern von Migranten und Zurückgekehrten aus Kanada sowie mit polnischer Hilfe aufgebaut. Die positive Einstellung zur unabhängigen Ukraine impliziert demnach also keine negativen Emotionen gegenüber der polnischen Vergangenheit des Dorfes.

Viel stärker ist das Ressentiment gegenüber der Sowjetregierung ausgeprägt. In den Erzählungen der Dorfbewohnerinnen und Dorfbewohner kommt immer wieder eine gewisse Unsicherheit zum Ausdruck, ob Morde und Plünderungen während des Zweiten Weltkrieges von Angehörigen der UPA / OUN oder der Sowjetregierung verübt wurden, die damit womöglich die UPA / OUN diskreditieren und unterwandern wollte.

Für Bewohnerinnen und Bewohner des östlichen Dorfes scheint es hingegen leichter zu sein, die UPA und die OUN einzuordnen. Die beiden Organisationen werden entweder vehement abgelehnt oder verehrt. Verehrt man sie, folgt man dabei dem offiziellen Geschichtsbild der Regierungszeit Viktor Juščenkos, in der sie als Kämpfer für die Unabhängigkeit glorifiziert wurden, ohne dass man diese Heroisierung auf die konkreten Erfahrungen bezieht, die Bewohnerinnen und Bewohner im Nachbardorf gemacht haben. Wenn man die Organisationen dagegen ablehnt, verweist man auf ebendiese konkreten Beispiele aus dem Nachbardorf oder auf den Verrat an der Roten Armee, gegen die UPA und OUN im Zweiten Weltkrieg gekämpft haben. Letzteres Argument hat für beide Dorfgemeinschaften Gültigkeit, denn in beiden Dörfern haben Männer im Zweiten Weltkrieg gekämpft, was den Zwiespalt im Gedenken und in der Erinnerung an diese Organisationen erhöht. Der Toten des Zweiten Weltkrieges wird auf beiden Seiten gedacht, auf der einen Seite durch ein Denkmal, auf der anderen Seite durch eine Gedenkminute während des 520-jährigen Dorfjubiläums. Diese Gedenkminute war verbunden mit der Erinnerung an UPA-Angehörige,²⁶ was sich im öffentlichen Diskurs eigentlich ausschließt, aber anderswo auf lokaler

²⁶ Vgl. Sabine von Löwis: »Slava Isusu Chrystu. Dobryj den'. Zdravstvujte.« Erinnerung, Aktualisierung und Aufhebung einer Phantomgrenze auf einem ukrainischen Dorffest«, in: Michael G. Esch / Béatrice v. Hirschhausen (Hg.): *Wahrnehmen – Erfahren – Gestalten. Phantomgrenzen und soziale Raumproduktion*, Göttingen 2017, S. 147–186.

und regionaler Ebene möglich ist.²⁷ In solchen Gedenkpraktiken zeigt sich, dass es sich hier um mehrdeutige Identifikationsräume handelt, die für die Menschen vor Ort nicht eine Entweder-oder-, sondern vielmehr eine ihrem Alltag gemäße Sowohl-als-auch-Entscheidung ermöglichen.

In beiden Dorfgesellschaften wird an diesen Beispielen eine Ambivalenz und Differenziertheit der lokalen Erinnerungen sichtbar (wie sie im öffentlichen Raum selten möglich ist),²⁸ die verdeutlicht, dass sich in ihren Lebensgeschichten verschiedene Ebenen zu überlagern scheinen und keine eindeutige und abschließende Identifikation möglich ist. Persönliche oder im sozialen Umfeld gemachte Erfahrungen stehen im Widerspruch zur öffentlich vermittelten Erinnerungspolitik, der nationalen Meistererzählung, die nur begrenzt eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit zulässt. Die beschriebenen Symbole können demnach in einem Spannungsverhältnis zu historischen Ereignissen, zu der Erinnerung daran auf lokaler Ebene sowie zu dem kommunikativ vermittelten Gedächtnis vor Ort einerseits und zu ukrainischer Geschichts- und Identitätspolitik auf nationaler Ebene andererseits stehen. Dabei erscheint eine eindeutige Identifikation mit der Ablehnung solcher nationaler Narrative der Geschichtspolitik für diejenigen einfacher, die keine eigenen oder kommunikativ vermittelten Erfahrungen mit der UPA und der OUN gemacht haben. Das heißt aber auch, dass Schlussfolgerungen über eine identitäre Spaltung des Landes, die einseitig nur auf einer Analyse von Symbolen gründen, offensichtlich zu kurz greifen.

IV. Die Komplementarität der Symbole: Zur Konstruktion eines nationalen Unabhängigkeitsnarrativs

Die Denkmäler für die Opfer der Hungersnot und politischen Repression im östlich gelegenen Dorf sowie das Gedenkkreuz für UPA-Angehörige im westlichen Dorf verdeutlichen jedoch noch einen weiteren Sachverhalt. Denn obwohl sie für sehr verschiedene historische Ereignisse stehen, haben sie doch etwas gemeinsam. Beide Symbole können als Versuch staatlicher Erinnerungspolitik bzw. Geschichtspolitik interpretiert werden, eine nationale ukrainische Identität zu konstruieren. Die Hungersnot ist

²⁷ Vgl. Andre Liebich / Oksana Myshlovska: »Bandera: memorialization and commemoration«, in: *Nationalities Papers: The Journal of Nationalism and Ethnicity* 42.5 (2014), S. 750–770.

²⁸ Vgl. Harald Welzer / Sabine Moller / Karoline Tschuggnall: »Opa war kein Nazi«. *Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, Frankfurt a. M. 2002; Michael G. Esch: »Zum Verhältnis zwischen individueller Erinnerung, öffentlichem Gedächtnis und Historiographie. Der ›Komplex Vertreibung‹«, in: *Sozial.Geschichte Online* 7 (2012), S. 72–92.

diesbezüglich konsensfähiger als die Verherrlichung der Angehörigen der UPA und OUN,²⁹ das zeigen auch die Befragungen in den Dörfern. Selbst wenn im westlichen Dorf die Hungersnot nicht stattgefunden hat, ist es möglich, sich mit ihren Opfern zu identifizieren, wenn man der Auffassung folgt, die Hungersnot habe die Vernichtung der ukrainischen Nation zum Ziel gehabt.

Die Erinnerung an die große Hungersnot und die OUN / UPA steht einerseits in Verbindung mit der Aufarbeitung von während der Sowjetzeit verschwiegenen Ereignissen. Weder über die Hungersnot noch über die Aktivitäten der UPA / OUN durfte gesprochen werden. Rückkehrerinnen aus Lagern im westlichen Dorf, die als Informantinnen der OUN oder UPA gearbeitet haben, hatten es schwer, wieder Fuß zu fassen. Über die Ereignisse im Dorf aus dieser Zeit erfahre ich nur etwas, wenn das Aufnahmegerät ausgeschaltet ist. Im östlichen Dorf verhält es sich ähnlich, wenn über die Zeit der Kollektivierung und der politischen Repressionen gesprochen wird. Kaum jemand im östlichen Dorf will darüber sprechen, und wenn, dann brechen viele in Tränen aus. Was die Hungersnot betrifft, entsteht der Eindruck, dass sie von vielen im Dorf als extrem problematische Zeit wahrgenommen wird, aber – wie dargestellt – nicht als vollkommen hoffnungslos erlebt wurde.

Das einseitige Gedenken an OUN und UPA in der Regierungszeit Juščenkos³⁰ führte dazu, dass kritische Perspektiven, die sich mit der Verantwortung für die Teilnahme an der Ermordung von Juden und Polen auseinandersetzen, nahezu ausgeschlossen wurden. Auch die Aufarbeitung der Hungersnot und die Erinnerung an sie wurden vor allem betrieben, um die nationale ukrainische Identität zu fördern, was insbesondere in der Genozidthese deutlich wird: Sie stellt die Ukraineerinnen und Ukrainer als gezielte Opfer der Hungersnot dar und möchte damit eine Opfer- und Erinnerungsgemeinschaft konstituieren.³¹ Diese soll alle Bewohnerinnen und Bewohner der Ukraine ansprechen und gleichzeitig die sich als Russinnen und Russen verstehenden Ukrainerinnen und Ukrainer ausschließen. Insofern kommt den beiden Denkmälern auf nationaler Ebene eine komplementäre Bedeutung zu, während ihr konkreter Aufstellungsort und materieller Ausdruck auf lokaler Ebene eng an die in ihnen symbolisierten unterschiedlichen Ereignisse gebun-

²⁹ Vgl. Andreas Kappeler: *Kleine Geschichte der Ukraine*, München 2009, S. 305 f.; Yaroslav Hrytsak: »Geschichte und Erinnerung: Amnesie, Ambivalenz, Aktivierung«, in: Andreas Kappeler (Hg.): *Die Ukraine. Prozesse der Nationsbildung*, Köln 2011, S. 403–418, hier S. 412.

³⁰ Vgl. Franziska Bruder: »Geschichtspolitik in der Ukraine. »Die unabhängige Ukraine entdeckt für sich und die ganze Welt ihre wahre Geschichte«, in: Thomas Flierl / Elfriede Müller (Hg.): *Osteuropa – Schlachtfeld der Erinnerungen*, Berlin 2010, S. 175–189.

³¹ Jilge: »Geschichtspolitik in der Ukraine« (Anm. 20), S. 30.

den ist. So entsteht trotz komplementärer Bedeutungszuweisung eine deutliche Differenz in der äußeren Ausdrucksform der Denkmäler, die scheinbar eine Phantomgrenze sichtbar macht.

Ein Kreuz zur Erinnerung an die Opfer der Hungersnot von 1932/33 würde im westlich liegenden Dorf nicht wirken, da es dort zu dieser Zeit keine Opfer gab. Genauso wenig, wie ein UPA / OUN-Denkmal im östlichen Dorf wirken würde, da diese Organisationen hier keinen Rückhalt hatten. Somit spielen abrufbare oder vermittelte Erfahrungen eine zentrale Rolle in der Produktion kollektiver Erinnerung. Sind keine Erfahrungen abrufbar, dann verlieren Symbole und Zeichen ihre Bedeutung. Deutlich zeigt sich daran auch, dass öffentliches Gedenken und individuelles / soziales Gedächtnis unterschiedlich ausgeprägt sein oder sogar im Widerspruch zueinander stehen können. Gleichwohl beziehen sich Bewohnerinnen und Bewohner beider Seiten auf Ereignisse, die im nationalen ukrainischen Narrativ vermittelt werden. Während das kulturelle Gedächtnis im Sinne von Aleida und Jan Assmann jedoch auf Eindeutigkeit zielt, lässt das kommunikative Gedächtnis vor Ort häufig auch Ambivalenzen zu.

Der Konflikt zwischen kulturellem Gedächtnis und kommunikativem Erinnern führt somit auf symbolischer Ebene zu einer vielfachen Spaltung des Landes selbst innerhalb der Westukraine, was deutlich wird, wenn man allein die quantitative Verbreitung der Symbole in den beiden hier behandelten Dörfern betrachtet. Diese lokalen Differenzen können aber durchaus auch auf gesellschaftlicher Ebene zu einer Spaltung führen, wenn die Menschen vor Ort ihre eigenen Erinnerungen und Erfahrungen nicht in den nationalen Narrativen repräsentiert und verarbeitet finden.

V. Phantomgrenze als Konzept zum Verständnis ambivalenter Identifikationsräume

So lässt sich zusammenfassend festhalten, dass sich die Dorfbevölkerung in verschiedenen Identifikationsräumen bewegt. Zum einen werden nationale Narrative zentral auf staatlicher (überlokaler) Ebene bestimmt – so die Diskurse zur Hungersnot, zur UPA / OUN sowie die Bewertung Lenins, die sich auf lokaler Ebene im Sturz des Lenin-Denkmal im Frühjahr 2014 äußerte. Zum anderen decken diese sich aber nicht immer mit den konkreten Erfahrungen der Menschen. Diese befinden sich, wie gezeigt wurde, in einem eher ambivalenten Verhältnis zu den Ereignissen, die lokal erfahren und weitervermittelt werden, stehen aber gleichzeitig unter dem Einfluss nationaler Narrative. Das

heißt also, dass man versucht, öffentliche Erinnerung und Identität mit konkreter individueller Erfahrung zusammenzuführen, diese jedoch zwiespältig und disparat bleiben.

Eine zunächst auf abstrakter Ebene offensichtliche Differenz, wie sie in der Visualisierung der Wahlergebnisse zum Ausdruck kommt und sich auf der lokalen Ebene in der konkreten Symbolik bestimmter Orte wiederfindet, verschwindet somit bei genauerer Betrachtung wieder. Sie stellt sich als das Ergebnis eines Zusammenwirkens von übergeordneter Erinnerungs- und Identitätspolitik und individuellen Erfahrungen und Erinnerungen dar. Damit bedeutet sie aber keineswegs das Fortleben einer ›Kulturgrenze‹, sondern macht vielmehr deren Konstruktion sichtbar.

Auch die räumlichen Bedingungen und lokale Ereignisse tragen zur Entwicklung kultureller Besonderheiten bei, ohne dass man sagen könnte, dass Räume bestimmte Eigenschaften oder Identitäten besäßen. Ereignisse, die an konkreten Orten bzw. in bestimmten Räumen stattgefunden haben, werden genutzt, um Symboliken zu konstruieren, denen eine bestimmte Bedeutung zugeschrieben wird. Der ›Westen‹ der Ukraine wird so zum Beispiel mit der Bedeutung des nationalen Unabhängigkeitskampfes aufgeladen, indem Denkmäler für UPA / OUN-Angehörige errichtet und entsprechende heroische Narrative gepflegt werden sowie den dort lebenden Menschen ein stärkerer Nationalismus zugeschrieben wird. Diese Zuschreibungen führen bei den Bewohnerinnen und Bewohnern zu ideellen Vergesellschaftungen, die durch soziale Kommunikation zu einem Gefühl der Zugehörigkeit führen. Der Ort oder die Region wird durch den Bedeutungsgehalt, der ihm bzw. ihr zugewiesen wird, dann selbst zum Symbol für Handlungen, die dort stattgefunden haben. So tragen nationale Narrative und Erinnerungspolitiken dazu bei, Räumen gewisse Bedeutungen und Traditionen zuzuschreiben, die letztlich zur Konstruktion von Phantomgrenzen führen, wie hier am Beispiel des westukrainischen Grenzortes aufgezeigt wurde. Lefebvres Ansatz zur Analyse von Formen der Raumproduktion erlaubt es, diesen Prozess und seine Ergebnisse kritisch zu beleuchten und darzustellen, wie es zur Konstruktion von scheinbaren Differenzen im gestalteten Raum (Symbolstrukturen) kommt. Deren Aneignung durch die lokalen Akteure als erfahrener (Vermittlung und Erfahrung von Ereignissen) und imaginiertes Raum (lokale und nationale Narrative) produziert jedoch keinesfalls eindeutige Zugehörigkeit, sondern wiederum neue Differenzen und Ambivalenzen.